



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Webseite
www.dtv.de

Ralph Skuban

*»Guten Morgen, wer
sind Sie denn?«*

Wahre Geschichten
vom Leben und Sterben

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ralph Skuban hat bei dtv außerdem herausgegeben:
Die Bhadgavad Gita (34786)



Auch als E-Book erhältlich

Originalausgabe 2014

© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer, unter
Verwendung eines Fotos von Corbis / Jean Michel Foujols

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26034-3

Leichte Ankunft, leichter Abgang.¹
Zhuangzi
China, 3. Jh. v. Chr.

Inhalt

Über dieses Buch	9
Schlüsselmoment	12
Guten Morgen, schöne Frau!	14
Erste Begegnung	17
Vision	21
Koma	25
Schneller Tod	33
Hiobsbotschaften	37
Geist, Demenz und Glück	40
Wir wissen nicht, was wir tun werden	46
Armut	51
Felder der Unendlichkeit	54
Wann darf ich heim?	60
Katzenschwanz	65
Doppelte Grenzüberschreitung	69
Tunnel	73
Frau Spiegler's Sohn stirbt jeden Tag aufs Neue	78
Prediger	83
Entsorgungslager	87
In nur einem Satz	92
Heilige Kuh	95
Ausbeutung	102
Das liebe Geld	105
Pflege in Absurdistan	109

Angst und Licht	122
Einatmen, ausatmen und sterben	126
Was ist der Mensch? Ein Nachwort	130
Danksagung	158
Quellenverzeichnis	160

Hinweis

Namen von Personen in diesem Buch sowie persönliche Angaben und Orte wurden in den meisten Fällen abgeändert, um die Privatsphäre der Betroffenen zu schützen. Jede Ähnlichkeit mit anderen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Über dieses Buch

Dieses Buch erzählt wahre Geschichten. Die meisten weisen eine Verbindung zum Tod auf, zur scheinbar äußersten Grenze unseres eigenen Seins, einer Grenze, die alles Lebendige seit Äonen überschreiten muss, auch Sie und ich. Jeder weiß das und dennoch will kaum einer es wahrhaben, weil es bloß ein Kopfwissen ist. Etwas im Kopf zu wissen kann hilfreich sein, doch ist es nicht einmal ein schwacher Abglanz wirklicher Erfahrung. Mit dem Tod und unserer Vorstellung davon scheint es ein wenig so zu sein, wie es ein altes indisches Epos namens *Mahabharata* in einem bemerkenswerten Dialog zum Ausdruck bringt. Dort tritt die Weisheit in Gestalt eines Kranichs auf und fragt den Krieger Yudishtira: »Was ist das wundersamste von allen Dingen in der Welt?« Yudishtira antwortet: »Dass kein Mensch denkt, er selber könnte sterben, obgleich er doch alle Menschen um sich herum sterben sieht.«

Was mich betrifft, ich habe wirklich viele sterben sehen, aber auch leben: Einige von ihnen waren fröhlicher als viele Gesunde, die ich traf. Die Begegnung mit der Hinfälligkeit des Menschen, seines Körpers und seines Geistes, wurde zum prägenden Moment in meinem Leben: Mein Beruf ist es, pflegebedürftige Menschen, überwiegend Demenzkranke, bis zum Tode zu betreuen. Ich leite eine kleine stationäre Pflegeeinrichtung mit 30 schwerst Pflegebedürftigen, ein Beruf, an den ich mehr oder weniger durch Zufall geriet.

Ich beobachte nun schon seit 25 Jahren nicht nur jeden Tag aufs Neue, dass Menschen alt werden, dement, krank und schließlich sterben, sehe also die Grenzen des Menschseins an sich und das damit verbundene Leid der Pflegebedürftigen wie auch ihrer Angehörigen, sondern ich komme immer wieder auch an meine eigenen Grenzen, an die Grenzen dessen, was ich aushalten kann: Mein Beruf verlangt mir ab, Pflege in einem »Pflegesystem« zu organisieren, in einem System, das alle Beteiligten in eine kaum vorstellbare Fremdbestimmung führt, in gefühlte Ohnmacht, verlassen von einer Politik, die die Kunst des politisch-korrekten Schönsprechs pflegt, inmitten einer Medienlandschaft, die oft mehr die Sensation sucht als die nüchterne und wahrhaftige Betrachtung. Überdies kontrolliert von staatlichen Institutionen und ihren bürokratischen Absonderlichkeiten, Institutionen, welche die Pflege geplant, dokumentiert und verwaltet wissen wollen in einer Weise, die weder sinnstiftend noch machbar ist, sondern deprimierend und ärgerlich. Ich verstehe nur zu gut, warum so viele Menschen im Gesundheitswesen ausbrennen, warum sie ihren Optimismus und ihr Lebenslicht verlieren. Ich kam ja selbst an diesen Punkt – an diese Grenze.

Die Grenzen der anderen und meine eigenen Grenzen: Sie sind die Folie, vor deren Hintergrund sich zugleich mein Suchen nach Wahrheit und Sinn entfaltete: Auf meinem akademischen Weg, fand ich keine Antworten auf die wichtigen Fragen des Lebens. Bestenfalls schien mir die Wissenschaft die Anzahl der Fragen zu erhöhen, die beantwortet werden wollen. So empfand ich das nach meiner Promotion in Politikwissenschaft: All die Jahre des Studierens und Bemühens, all die intellektuellen Traktate. Doch was es bedeuten soll, dass ich mit einer ersten Einatmung mein Leben beginne und es mit

der Ausatmung beende, und wie ich die Zeit dazwischen sinnvoll nutzen könnte oder sollte: Darauf fand ich keine Antworten. Es sind Fragen wie diese: Wo komme ich her? Warum bin ich hier? Was soll ich hier tun? Wo werde ich hingehen, wenn ich sterbe? Warum existiert so viel Leiden auf der Welt? Alle diese Fragen beruhen eigentlich auf einer einzigen Grundfrage: Wer bin ich? Oder, noch allgemeiner formuliert: *Was ist der Mensch?* Erst, wenn ich weiß, wer ich bin, kann ich doch wissen, was ich tun soll. Sei es nun bewusst oder nicht: Unser aller Selbstverständnis, das Bild also, das wir uns von uns selbst machen, liegt unserem Leben und unserem Handeln zugrunde, all dem, was wir für gut oder schlecht halten, was wir wollen oder nicht wollen.

Dass ich in der Wissenschaft keine Antworten fand, soll kein Vorwurf an sie sein. Die Suche nach Sinn und Glück versteht sie eben nicht als ihren Auftrag. Und so sagt sie uns auch nichts über das Einzige, das wir wirklich haben: unser Leben. Doch wenn man so vielen Menschen begegnet, deren Geist zerfällt und die dem Sterben so nahe sind, einem Sterben, das leider meist nicht der »leichte Abgang« ist, der schöne Abschied von der Bühne des Lebens, wie ihn uns der alte chinesische Philosoph Zhuangzi empfiehlt, wenn man alles das sieht und mittendrin ist, dann drängt sich die Frage *Wer bin ich?* übermächtig auf.

Dieses Buch erzählt wahre Geschichten. Es sind Geschichten vom Leben und vom Sterben. Von Grenzen ganz unterschiedlicher Art. Aber auch von Hoffnung und Liebe. Von der Unsterblichkeit. Jede einzelne Episode ist ein persönliches Schicksal, mit dem ich in Berührung kam, und jede wirft ein Schlaglicht auf die Fragen unserer Existenz: Wer wir sind und was wir hier tun sollen.

Schlüsselmoment

Es gibt Momente im Leben, die alles verändern. In meinem Fall war es ein kurzer Anruf bei der Telefonauskunft vor 25 Jahren. Ich suchte die Nummer eines Pflegeheims in einem kleinen Vorort südlich von München. Meine Mutter hatte mir den Vorschlag gemacht, als Pfleger zu jobben, um etwas Geld zu verdienen und die wenigen Monate zu überbrücken, bis mein Studium an der Universität in München beginnen würde. Ich hatte mich für Musikpädagogik eingeschrieben. Musik war meine große Leidenschaft. Außer Gitarren hatte ich damals kaum etwas im Kopf, ich schrieb Songs und spielte gleich in mehreren Bands. Ein Beruf, der mit Musik zu tun hatte: Das war die Idee. Doch der Telefonanruf kam dazwischen.

Der Vorschlag meiner Mutter schien so naheliegend, denn die beiden Jahre zuvor hatte ich als Zivildienstleistender in einer Schule für geistig behinderte Kinder und Jugendliche gearbeitet. Dort war ich in der inoffiziell sogenannten »Intensivgruppe« eingesetzt worden, wo die schwersten Fälle mit geistiger und körperlicher Behinderung betreut wurden. Eigentlich lag die Pflege im Vordergrund, viel weniger die schulische Ausbildung. Lesen, Schreiben und Rechnen würde keines der Kinder jemals erlernen, sie konnten ja kaum sprechen. Es ging um die grundlegendsten Dinge des täglichen Lebens: Beaufsichtigung, Hilfe beim Essen und Ausscheiden, einfachste Formen der Beschäftigung und Kommunikation. Da sein.

Die kognitiven Fähigkeiten der Kinder waren verschwindend gering. Da war zum Beispiel Elias, ein kleiner griechischer Junge, geplagt von häufigen und massiven epileptischen Anfällen. Oft schlug er seinen Kopf gegen die Wand. Meist lachte er dabei – Schmerz schien er kaum zu fühlen. Die Ärzte sprachen ihm eine nur kurze Lebenserwartung zu. Er sollte dennoch viel länger leben, als alle dachten.

Besonders bewegte mich die Geschichte von Peter: Er lag immer auf dem Boden auf einer weichen Matte. Aus eigener Kraft zu sitzen war ihm nicht möglich. Nur den Kopf und einen Arm konnte er willkürlich bewegen. Dennoch lachte er viel. Im Gegensatz zu den anderen Kindern der Intensivgruppe war er gesund zur Welt gekommen. Er wurde zusammen mit seinem Bruder und seinem Vater von einem betrunkenen Raser überfahren. Sein Bruder starb bei dem Unfall. Der Vater war fürs Leben gezeichnet. Und die Mutter hatte vom Straßenrand aus zusehen müssen.

Natürlich schwebte oft die Frage im Raum, was das für ein Leben war, das diese Kinder lebten, warum ein Leben wie das ihre überhaupt gelebt werden musste. Allzu tief schürfte ich damals freilich noch nicht. Es war wie es war: intensiv eben. Da ich bereits diese pflegebedürftigen Kinder betreut hatte, schien der Vorschlag meiner Mutter so naheliegend. Warum nicht für ein paar Monate in einem Pflegeheim arbeiten? Alte statt Kinder. Alte Menschen können ohnehin wie Kinder sein, am anderen Ende der Lebensstrecke zwar, doch irgendwie kindhaft. Junge Kinder, alte Kinder – Kreise, die sich schließen. So kam es also, dass ich die Telefonauskunft anrief. Dann wählte ich jene Telefonnummer, unter der ich mich heute noch selbst melde, wenn jemand anruft – eine Wahl, die die kommenden Jahrzehnte meines Lebens bestimmen sollte.

Guten Morgen, schöne Frau!

Tragik und Komik liegen manchmal sehr eng beieinander. Frau Höffler saß bei mir im Büro. Sie begann das Gespräch: »Wissen Sie, Herr Skuban, wann mir klar wurde, dass es nun soweit ist mit meinem Mann, dass ich ihn nicht mehr zu Hause behalten kann, sondern in ein Heim geben muss?« Ich sah sie aufmerksam an. »Eines Morgens wachten wir auf. Da blickte er zu mir herüber. Er lächelte mich freundlich an und sagte: ›Guten Morgen, schöne Frau, wer sind Sie denn?‹« Frau Höffler hatte Tränen in den Augen. Ich konnte nicht anders, aber ich musste lachen. Dann lachte auch sie. Es war einfach viel zu absurd, als dass man nicht hätte lachen müssen.

Partnerkonstellationen sind bei Demenz sehr schwierig, meist viel schwieriger, als wenn die Eltern pflegebedürftig werden. Die Hinfälligkeit der Eltern ist zwar belastend und oft schwer auszuhalten, doch es scheint irgendwie natürlicher zu sein als beim eigenen Ehepartner. Dass die Alten krank werden und gehen, ist ein ehernes Gesetz. Wenn aber der Mensch, mit dem man sein Leben lang Tisch und Bett geteilt hat, so weit in die Demenz geht, dass man nicht einmal mehr erkannt wird, ist das extrem schmerzhaft. Das hält das Ich kaum aus. Doch es kommt immer öfter vor, weil die Menschen eben immer älter werden. Partner stehen das meist nicht lange durch. Zu groß sind der Druck und die Belastung – erst recht, wenn man selbst schon alt ist.

Frau Höffler war zwar viel jünger als ihr an Alzheimer erkrankter Mann, erst Anfang 50. Dennoch schaffte sie es nicht, ihn zu Hause zu pflegen – einen Mann, der nicht mehr ihr Mann war, nicht mehr der, den sie einmal kennen und lieben gelernt hatte. Eine fremde Person im alten Körper. »Guten Morgen, schöne Frau, wer sind Sie denn?« Sie konnte ihn schon allein deshalb nicht zu Hause versorgen, weil sie berufstätig war und es niemanden sonst gab, der beim Pflegen hätte helfen können oder wollen.

Nicht jeder kann pflegen. Ich selbst bin nun seit langer Zeit in der Altenhilfe tätig, doch ich denke, es würde mir sehr schwer fallen, meine Eltern zu pflegen. Sie wollen das auch gar nicht, wie sie mir immer wieder gesagt haben. Mir geht es umgekehrt genauso: Seien es nun meine Eltern oder meine Lebenspartnerin – meine Lieben sollen mich nicht pflegen müssen. Vielleicht klingt das seltsam, wenn es aus dem Munde eines »Professionellen« kommt. Doch vielleicht ist gerade das der Grund: Dass ich seit so vielen Jahren in der berufsmäßigen Pflege stecke. Aber vielleicht kommt ja alles anders. Denn eigentlich wissen wir nicht, wie wir entscheiden werden. Wie sehr ich mir doch einen schnellen und leichten Abgang wünsche!

Frau Höffler kam regelmäßig zu Besuch. Ihr Mann hielt sie für die schöne Fremde und hofierte sie – so wie er jede Frau im Pflegeheim hofierte. Aus seinem Verlangen machte er keinen Hehl, der Zensor im Kopf, die Stimme, die sagt, was geht und was nicht, war gestorben. Freiheit. Er zeigte sich freimütig nackt und bot sich an. Für Frau Höffler war es schlimm mit anzusehen, wie er jedem »Weiberrock« hinterherrannte, irgendwie eine Karikatur seiner selbst. Er, der alte Charmeur, immer galant, zuvorkommend und perfekte Umgangsformen beherrschend. Was war nur aus ihm geworden! Ihn kümmer-

te das nicht. Er hatte seinen Spaß. Und er dachte sich nichts Schlimmes dabei, folgte nur seinen Impulsen.

Frau Höffler weinte viel. Oft sprachen wir miteinander. Die Gespräche mit verzweifelten Angehörigen sind ein wichtiger Teil meiner Arbeit. Es ist zugleich einer der wenigen Aspekte, die mir oft Freude gemacht haben. Freude an der Verzweiflung? Nein, so meine ich das nicht. Vielmehr gab es immer wieder Momente, in denen ich fühlte, wie gut es den Angehörigen tat, mir ihr Leid mitzuteilen, sich auszuschütten, jemanden zu haben, der ihnen zuhörte. Bei Demenz geht es den Angehörigen oft viel schlechter als den Betroffenen. Wer tief in der Demenz ist, der hat gute Chancen auf Heiterkeit und Leichtigkeit. Doch die Zurückbleibenden, die zusehen müssen, wie ihr Nächster im Geiste Stück um Stück stirbt: Sie sind im Elend.

Lange Gespräche habe ich viele geführt. Und immer wieder merkte ich am Ende solcher Gespräche, die sich ja oft um Leben, Sterben, Spiritualität oder etwa den Sinn und Zweck des Lebens drehten, dass die Schultern dieser traurigen Menschen leichter wurden, dass die Tränen einem Lächeln wichen und in der Dunkelheit ein kleiner leuchtender Punkt aufschien. Das tat manchmal auch mir sehr gut. Ich fühlte mich wie ein Lichtbringer, klein und unbedeutend vielleicht, doch ein Funke Licht ist besser als gar kein Licht.

Frau Höffler fühlte sich sehr erleichtert, nachdem ihr Mann gestorben war. Traurigkeit, ja die war da, intensiv sogar. Aber auch Erlösung. 50 Jahre, das ist doch kein Alter, da wartet noch ein neues Leben, etwas Glück vielleicht. Dieser Satz »Schöne Frau, wer sind Sie denn?« – er könnte auch der Anfang einer neuen Liebe sein, die die dunkle Vergangenheit mit hellem Licht überstrahlt.

Erste Begegnung

Herr Kertész war einer der ersten Menschen, die ich pflegte. Er hatte im Leben nichts ausgelassen. Als Wanderarbeiter war er in der ganzen Welt unterwegs gewesen. Geboren in Ungarn, hatte er später lange Zeit in Australien und Deutschland gelebt und gearbeitet. Seine Sprache war ein seltsames Kauderwelsch aus Ungarisch, Englisch und Deutsch. Er war bei klarem Verstand und konnte sehr fordernd sein. Auch verletzend.

Verletzt werden kann man nur von jemandem, der seine Sinne beisammen hat. Verwirrte verletzen uns nicht, selbst wenn sie eine Wuttirade ausleben. Der Verwirrte weiß nicht, was er tut. Wenn wir uns dessen bewusst sind, macht das schon den ganzen Unterschied. Das zeigt, dass die Verletzung in erster Linie in unserem Kopf passiert und eigentlich keine eigene Wirklichkeit besitzt: Sie ist im Grunde eine Illusion.

So schlecht wie es Herrn Kertész ging, mochte es kaum überraschen, dass er meist mürrisch war. Eine Familie hatte er nicht mehr, irgendwo eine Tochter, zu der keine Brücke führte. Seine Frau hatte ihn schon vor Langem verlassen. Sein Körper war ein einziges Bündel aus Schmerz und Verfall. Dabei war er gar nicht so alt, noch keine 70. Alkohol und Diabetes ließen ihn erblinden. Von der kaputten Leber war sein Bauch ganz aufgequollen, ein grotesker Anblick, dieser riesige Bauch, glänzend wie ein Fischleib, obwohl die Haut ganz

trocken war. Daran hängend dünne Arme und Beine und ein viel zu groß wirkender Kopf. Beide Fersen waren wund gelegen bis aufs Fleisch. Sie wollten nicht mehr heilen. Herr Kertész hatte einen Blasenkatheter, der durch die Harnröhre gelegt war, ein Rohr aus Gummi, das durch sein Glied lief. Weiß Gott, warum man den Katheter nicht durch die Bauchdecke gelegt hatte. Vielleicht war das damals, Ende der 80er-Jahre, noch nicht gebräuchlich in der Medizin. Wenn der Gummischlauch durch die Harnröhre gelegt ist, dann ist er ewig störend und belastend. Jeden Morgen sammelte sich eine gelb-klebrige Masse am Harnröhreneingang, der sich nur schwer reinigen ließ – jeden Tag aufs Neue die Quälerei. Oft blutete er.

Alle zwei, drei Monate kam ein Urologe, um den Katheter zu wechseln. Stunden vorher schon bekam Herr Kertész Schmerzmedikamente. Er brüllte dennoch jedes Mal. Als Mann braucht man nicht viel Vorstellungskraft, um nachzufühlen, wie es wohl sein mag, wenn ein Schlauch vom Umfang eines dicken Strohhalms durch eine entzündete Harnröhre gezogen und ein neuer eingeführt wird. Bei Herrn Kertész war es immer eine blutige und schmerzhafteste Prozedur. Er brüllte: »Joi, joi, joi!« Man hörte es im ganzen Haus. »Joi, joi, joi!« Ich hasste den Urologen.

Herr Kertész konnte sehr wählerisch sein, wenn es um sein Essen ging. Und er tat sich schwer mit dem Kauen, das Gebiss saß wegen des Knochenabbaus im Kiefer nicht mehr gut. Es war eigentlich viel zu groß für ihn und es klapperte, wenn er kaute. Doch Essen war das, was ihm noch am meisten Freude machte. Welche Optionen hatte er auch sonst? Man musste ihm das Essen eingeben, seine Hände konnte er kaum noch benutzen.

Statt »eingeben« würde ich viel lieber »füttern« sagen, doch diesen Begriff ächtete man in der Pflegebranche irgendwann. Er gilt heute sozusagen als politisch-inkorrekt, weil es heißt, er sei mit der Würde des Erwachsenen nicht vereinbar. Ich habe nie verstanden, warum die Würde eines Erwachsenen beschädigt werden sollte, wenn man »füttern« sagt, die eines Kleinkinds aber nicht. Heutzutage also gibt man das Essen ein. »Eingabe« – das erinnert mich an einen Automaten. Oder an eine Computertastatur. An einen Antrag beim Bauamt. Ein technokratischer Begriff. Der passt gut in die Landschaft, denn kalt, bürokratisch und technokratisch ist die Welt der Pflege schon seit Langem. Immerhin haben wir für alle Vorgänge professionell klingende Begriffe – für eine Pflege, die zum »Pflegesystem« geworden ist. Als promovierter Politikwissenschaftler bin ich es ja gewohnt, Fachbegriffe zu benutzen. Sie sind manchmal geradezu der Inbegriff der Wissenschaftlichkeit selbst: einer Wissenschaft, die gerne selbst einfachste Sachverhalte zu Wortungetümen aufbläht. Wie weit Worte doch von der Lebenswirklichkeit weg sein können!

Herr Kertész aß am liebsten Bratkartoffeln. Fast jeden Abend musste ich ihm welche zubereiten. Die Küche war um diese Zeit nicht mehr besetzt. Zwei Pfleger für mehr als 30 schwerst Pflegebedürftige. Das ist in der Pflegewirklichkeit oft noch heute kein so schlechtes Zahlenverhältnis: Ich habe mit Krankenschwestern gesprochen, die zu zweit für 130 Patienten zuständig sind oder sogar alleine 80 Pflegebedürftige im Nachtdienst betreuen müssen. Und die knappe Arbeitszeit wird auch noch dominiert von wenig hilfreichen Schreibarbeiten – kein Zweifel: Im Gesundheitswesen laufen manche Dinge mächtig schief. Zwei Pfleger also für 30 Bewohner. Nicht gut, aber irgendwie musste es ja gehen. Doch nebenbei

auch noch Kartoffeln braten und danach von Hand das Geschirr für alle Leute waschen – das war schon eine echte Herausforderung. Doch so war es nun einmal.

Wenn ich Herrn Kertész fütterte, genoss er manchmal den Moment. Er schloss seine ewig klebrigen Augen und sagte: »Good, Herr Ralph, very good!« Sein Gebiss klapperte. Ein kleiner Moment der Seligkeit. Sein Fenster zum Licht. Ein wenig Konversation dabei.

Jetzt, Jahre später noch, da ich hier sitze und diese Zeilen schreibe, fühle ich mit ihm – heute vielleicht mehr als damals. Auch ich bin älter geworden. Und jeder Tag bringt mich meinem eigenen Tod einen Tag näher. Warum bin ich hier? Was ist der Zweck meines Lebens? Wird es auch mit mir ein solches Ende nehmen? Warum musste Herr Kertész so viel leiden?

Einmal stritten wir uns. Ich weiß nicht mehr, weshalb. Vielleicht ging ihm irgendetwas zu langsam voran, da konnte er ungehalten werden. »Fuck you!«, rief er dann. Irgendwann war mir das zuviel. Ich setzte mich zur Wehr. »Nicht mit mir! Nie wieder Bratkartoffeln!« Irgendetwas in dieser Art habe ich wohl gesagt. Ich verließ das Zimmer. Das tat ihm weh. Mir auch. Eine halbe Stunde später hat er sich bei mir entschuldigt. »Herr Ralph, I'm sorry!« Und ich mich bei ihm. Wir haben wieder Frieden miteinander gemacht. Vergebung.

Sein Tod war eine Erlösung. Wie sehr bedaure ich heute, dass ich damals wütend wurde und seinem Elend noch ein weiteres draufsetzte. Auch ich bin »sorry«. Man muss nicht dement sein, um nicht zu wissen, was man tut.